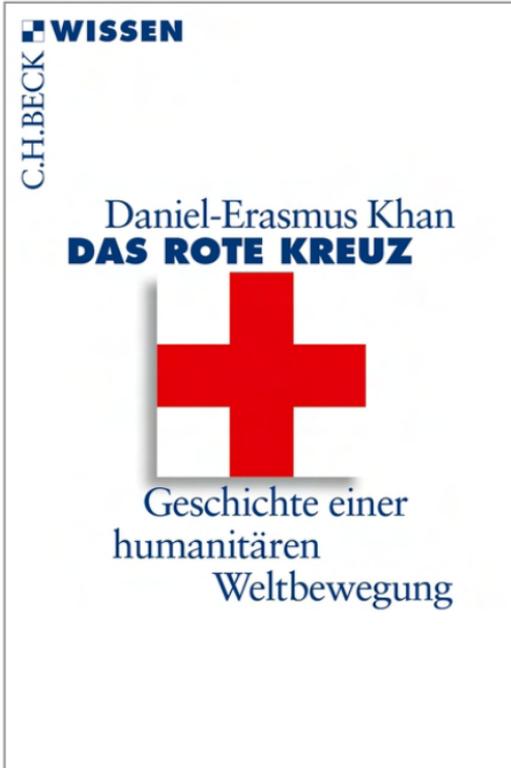


Unverkäufliche Leseprobe



Daniel-Erasmus Khan
Das Rote Kreuz
Geschichte einer humanitären
Weltbewegung

128 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-64712-3

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/11513455>

I. Prolog

Am 10. Dezember 1901 traf in einem kleinen Ort über dem Bodensee im Schweizer Kanton Appenzell-Ausserrhoden ein Telegramm mit folgendem Wortlaut ein: «An Henry Dunant, Heiden. Das Nobelkomitee des norwegischen Parlaments hat die Ehre, Ihnen mitzuteilen, dass es den Friedensnobelpreis 1901 je zur Hälfte an Sie, Henry Dunant, und an Frédéric Passy verliehen hat. Das Komitee sendet seine Ehrerbietung und seine aufrichtigen Wünsche.»

Der ehrfurchtsvoll als «Apostel des Friedens» titulierte französische Parlamentarier und Humanist Passy hatte sein ganzes Leben der Förderung des Friedens und der friedlichen Beilegung von Konflikten gewidmet. Kein Zweifel: Im Sinne des testamentarischen Willens von Alfred Nobel war er damit ganz sicher ein würdiger Träger dieses höchstdotierten Friedenspreises, der in jenem Jahr zum ersten Mal überhaupt verliehen wurde. Aber Henry Dunant? War das nicht der inzwischen 73 Jahre alte, von Gläubigern verfolgte, weitgehend vergessene und wohl auch ein wenig verbitterte Geschäftsmann, der fast 40 Jahre zuvor mit einigen Gleichgesinnten in Genf eine «Hilfsgesellschaft für Verwundete» ins Leben gerufen hatte? Zugegeben, dieser privaten Initiative, die sich alsbald mit dem Zeichen des Roten Kreuzes schmücken sollte, war ein unerwartet großer Erfolg beschieden. Und erfolgreich waren auch die rasch einsetzenden Bemühungen, dem Krieg durch ein immer dichteres Netzwerk von Institutionen und Regeln zumindest einen Teil seines Schreckens zu nehmen, ihn mit anderen Worten ein wenig zu «humanisieren». Indes, den Krieg grundsätzlich in Frage gestellt hatten Dunant und sein kleiner Kreis illustrierer Mitstreiter aus dem großbürgerlich-protestantischen Milieu der stolzen Kaufmannsstadt im südwestlichen Zipfel der Schweiz nicht. Schlimmer noch, diese Bewegung machte bei ihrer Tätigkeit «im Dienste der Mensch-

lichkeit» keinen Unterschied zwischen guten und schlechten, gerechten und ungerechten Kriegen, zwischen schuldigen Aggressoren und unschuldigen Opfern. Ermunterte die Arbeit einer Bewegung, die Hand in Hand mit den Regierungen und ohne jede moralische oder rechtliche Wertung (nur) die größten Exzesse des Krieges zu mildern suchte, die Staaten denn nicht geradezu, den Krieg auch wirklich einzusetzen – als «legitimes Mittel der Politik, mit dem man letzte und auch vorletzte Ziele notfalls durchzusetzen suchte» (Th. Nipperdey)? So lautete damals die etwa von der österreichischen Pazifistin Bertha von Suttner («Die Waffen nieder!») vorgebrachte und bis heute nicht gänzlich verstummte Kritik. Die seit ihrem Einsatz im Krimkrieg (1854/56) in ganz Europa als moralische Autorität anerkannte und auch von Henry Dunant selbst hoch geschätzte britische Krankenschwester Florence Nightingale hatte ebenfalls gemahnt: «... [W]enn man diesen Regierungen diese Verantwortung abnimmt [...] so hieße das, ihnen größere Möglichkeiten zu geben, neue Kriege zu entfachen.» Kein Wunder jedenfalls, dass die Arbeit des Roten Kreuzes – anders als diejenige der «echten» Friedensaktivisten – von Anfang an auch bei den Staaten auf ein so großes Wohlwollen traf.

Niemand hat wohl mehr unter diesem Dilemma gelitten als die Protagonisten dieser großen humanitären Weltbewegung selbst, einer Bewegung die heute weltweit über 100 Millionen Mitglieder umfasst: Denn natürlich, trotz aller Bemühungen um eine Humanisierung der Kriegführung, Krieg ist und bleibt furchtbares Leiden, Krieg ist und bleibt Tod und Verwüstung. Im Krieg ist es, wo der Mensch seine zivilisatorische Maske fallen lässt, und der Krieg ist es, der 200 Jahre zuvor das Anschauungsmaterial für das pessimistische Menschenbild des englischen Staatstheoretikers und Philosophen Thomas Hobbes geliefert hatte: «Homo homini lupus est» (Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf). Wer wüsste dies besser als diejenigen, die seit nunmehr 150 Jahren unter dem Zeichen des Roten Kreuzes (und später auch des Roten Halbmondes) unmittelbar mit dem Grauen dieses zivilisatorischen Ausnahmezustandes konfrontiert sind? Aus dem Fenster der Bibliothek des Internationalen

Komitees vom Roten Kreuz (IKRK) in Genf, in der ich diese Zeilen schreibe, blicke ich auf die große Rotkreuzflagge. Sie hängt wieder einmal auf Halbmast, denn erneut ist bei einem humanitären Einsatz ein unbewaffneter und deutlich als neutraler Helfer gekennzeichneter IKRK-Delegierter auf grausame Weise ermordet worden.

Aber darf man den Menschen, das einzelne Individuum, gerade in der für ihn oftmals in so ganz existentieller Weise hoffnungs- und ausweglosen, von ihm selbst nicht zu verantwortenden Kriegssituation wirklich allein lassen? Und gilt Ähnliches nicht auch – auf einer sehr alltäglichen und daher vielleicht nicht ganz so spektakulären Ebene – in existentiellen Bedrohungslagen durch Krankheit, Hilfsbedürftigkeit aufgrund des Alters oder einer Behinderung sowie schließlich bei durch Mensch oder Natur verursachten Katastrophen? Es ist das entschiedene und kompromisslose «Nein» auf diese einfache Frage, das dem Roten Kreuz in seiner nunmehr 150-jährigen Geschichte weltweit ein so großes Maß an Respekt, Anerkennung und Vertrauen verschafft hat.

So bedauerlich dies nicht nur vom Standpunkt eines radikalen Pazifismus auch sein mag: Das Erfolgsgeheimnis dieser Bewegung bestand und besteht wohl gerade darin, dass sie den Krieg als Mittel der Politik eben niemals prinzipiell in Frage gestellt hat. Bis heute enthält sich das Rote Kreuz regelmäßig jeder moralischen, politischen oder rechtlichen Bewertung eines konkreten Kriegsgeschehens. Es ist sich der Grenzen seines im Wesentlichen auf völkerrechtlichen Verträgen beruhenden Mandates stets bewusst. Dieses pragmatische Zugeständnis an die politische und rechtliche Realität eines nicht immer konfliktfreien Nebeneinanders souveräner Staaten und zunehmend auch anderer machtpolitisch gleichwertiger Akteure ist immer wieder schmerzhaft – und in Situationen wie dem Holocaust gelegentlich fast unerträglich. Es hat dem Roten Kreuz jedoch bis heute diejenigen Freiräume eröffnet, derer es für den Erfolg seiner Arbeit bedarf. Diese Freiräume konsequent zu nutzen und – wo immer dies möglich erscheint – auch auszubauen, darin besteht bis heute seine Kernmission.

Im Testament von Alfred Nobel lesen wir, dass nicht nur derjenige des Friedensnobelpreises würdig sein solle, «der am meisten oder am besten für [...] die Abschaffung oder Verminderung der stehenden Heere sowie für die Bildung und Verbreitung von Friedenskongressen gewirkt hat». Gleiches solle vielmehr auch für denjenigen gelten, der Entsprechendes «für die Verbrüderung der Völker» getan hat. Dieser Gedanke der «Brüderlichkeit» (und «Schwesterlichkeit») bildet nun aber tatsächlich den Ausgangspunkt der Geschichte des Roten Kreuzes: Als die einfachen lombardischen Bäuerinnen Henry Dunant am Abend des 24. Juni 1859 auf dem Schlachtfeld von Solferino zur Linderung des Leidens von Freund und Feind zu Hilfe eilten, taten sie dies der Überlieferung nach mit einem schlichten «Tutti fratelli» («Alles Brüder»). Dreimal sind die Internationalen Rotkreuzorganisationen seither selbst mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet worden, zweimal davon (1917 und 1944) mitten in einem der beiden Weltkriege des vergangenen Jahrhunderts, ein drittes Mal (1963) für Hilfeleistung in von Bürgerkrieg und Naturkatastrophen heimgesuchten Weltregionen. Wie könnte man besser dokumentieren, dass offensichtlich auch im Schatten des Krieges erfolgreiche Friedensarbeit möglich ist?

II. Die Ausgangslage: «Denn unter den Waffen schweigen die Gesetze»

Die Versuche, der Brutalität des Krieges Schranken zu setzen, sind keine Erfindung des 19. Jahrhunderts und auch keine der sogenannten westlichen Zivilisation. Dass der Kampf zu allen Zeiten und an allen Orten regelmäßig nicht bis zum Äußersten, das heißt bis zur physischen Ausrottung des Gegners, geführt wurde, hatte im Wesentlichen drei Gründe: Zunächst einmal waren und sind es zutiefst «menschliche» Triebfedern und Ängste, wie der Wille zum Überleben oder auch die Angst vor Rache, welche entscheidend zu einer Mäßigung der Kriegsfüh-

rung beigetragen haben: Wer Gefangene, Frauen und Kinder schonte, konnte zumindest darauf hoffen, dass der Gegner ebenso verfuhr. Die antiken Quellen, angefangen von der «Ilias» des Homer (Trojanischer Krieg), bieten zwar insgesamt ein Panoptikum des Grauens. Es finden sich aber doch immer wieder auch Beispiele «humanitärer» Praxis, etwa die Schonung von Wohn- und Kultstätten oder der Austausch von Gefangenen nach dem Ende der Feindseligkeiten. Hinzu kamen aber, zweitens, stets auch ganz pragmatische Gründe: Ein Gefangener kann ausgetauscht werden, als Geisel Sicherheit garantieren, als Sklave verkauft oder behalten werden – und ist damit möglicherweise viel «nützlicher» als ein im Kampf niedergemetzelter Gegner oder ein hingerichteter Gefangener. Und schließlich, drittens, haben sich Religion, Ethik und Moral schon immer mit dem Phänomen der Gewalt auseinandergesetzt und versucht, dem Kriegsgeschehen Grenzen zu setzen: Das berühmte «Auge um Auge, Zahn um Zahn» des Alten Testaments (das sogenannte Talionsprinzip) ist hierfür ein schönes Beispiel: Verhältnismäßig sollte die Reaktion eines Verletzten fortan sein und damit die damals verbreitete, oftmals weit ausufernde Blutrache eindämmen und der Gewalteskalation so Grenzen setzen. Der mittelalterliche Begriff der «Ritterlichkeit» enthielt hier klare Verhaltensregeln ebenso wie der «Bushido», der Ehrenkodex der japanischen Kriegerkaste der Samurai.

Letztlich aber handelt es sich bei all dem doch nur um ermutigende Anekdoten in einem Meer von Blut, Grausamkeit und vor allem Willkür. Stets war es der jeweilige Kriegsherr, der je nach persönlicher Einstellung und allein nach Opportunitätsgesichtspunkten über die Art und Weise der Kriegführung entschied: Die Eroberung Jerusalems durch die Kreuzritter im Jahre 1099 endete in einem Massaker an der Zivilbevölkerung; bei der Rückeroberung der Stadt 90 Jahre später verschonte Sultan Saladin die Christen vor dem gleichen Schicksal. In irgendeiner Weise geboten oder verboten war weder die eine noch die andere Verhaltensweise. Besonders misslich aber war es, dass keine kulturübergreifend verbindlichen Verhaltensmaßstäbe existierten: Viele Samurai starben wehrlos im Pfeilhagel der mongoli-

schen Reiterheere, bevor sie sich überhaupt dem Gegner förmlich vorstellen konnten, so wie es ihr Ehrenkodex vorsah. Für die Römer gab es außerhalb des Reiches nur Barbaren, und eine Maxime wie «Nur ein toter Indianer ist ein guter Indianer» ist auch nicht gerade dazu angetan, das gegenseitige Vertrauen in eine menschliche Kriegführung zu stärken: Vielleicht war es dann doch sinnvoller, die Bleichgesichter zu skalpieren – sicher ist sicher!

Angst vor Rache, Nützlichkeitsabwägungen und moralische Skrupel mögen zwar im Einzelfall durchaus wirksame Motive für eine gewisse «Zivilisierung» des Kriegsgeschehens bilden. Das Grundproblem aber – die rechtlich verbindliche und damit verlässliche Formulierung von Mindeststandards legitimer Kriegführung sowie die Schaffung institutioneller Strukturen für deren Respektierung – war damit natürlich nicht gelöst. So war denn noch vor gerade einmal 150 Jahren die Lage der Kriegsgeschehen – der Verwundeten, Gefangenen und der Zivilbevölkerung – nicht nur von Rechts wegen nach wie vor weitgehend unregelt. Sie war vor allem auch in der Praxis von Leiden, Willkür und einem hohen Maß an Gleichgültigkeit geprägt.

Noch immer galt letztlich unangefochten die von Mario Tullius Cicero (106–43 v. Chr.) in die berühmten Worte gekleidete Maxime: «*Silent enim leges inter arma*» («Denn unter den Waffen schweigen die Gesetze»). Der Krieg als rechtloser Zustand also, an dem auch die Ideale von Humanismus und Aufklärung nahezu spurlos vorbeigegangen waren. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatten die nationalistische Überhöhung des Staates und dessen durchaus unheilige Allianz mit transzendenten Weihen («Sterben für Gott und Vaterland») die Gefährdung des Individuums durch das Kriegsgeschehen sogar noch weiter verschärft. Gegenauflärerisch restauratives Gedanken- gut in der Tradition mittelalterlicher «*deus lo vult*»-Formeln (Gott will es!), wonach der Krieg – und damit eben auch seine Folgen – göttlich sei (Joseph de Maistre), fiel bei den konservativ-reaktionären Entscheidungsträgern der Zeit auf fruchtbaren Boden. Hinzu kam, dass die Ersetzung der teuren professionel-

len Söldnerarmeen durch dienstverpflichtete Massenheere den für die Kriegführung unverzichtbaren Faktor Mensch enorm verbilligt hatte: Die Zahl der Opfer unter den Soldaten stieg stark an – sie zählten nichts mehr. Die qualitativen Sprünge der Waffentechnik taten schließlich ein Übriges, um den Blutzoll unter den Soldaten, zunehmend aber auch unter der Zivilbevölkerung in bisher unbekannter Weise zu erhöhen.

Andererseits befand sich die (europäische) Staatengesellschaft Mitte des 19. Jahrhunderts aber auch in einer für das Anliegen einer Humanisierung der Kriegführung günstigen Umbruchphase: Durch die Ersetzung der Söldner- durch Volksheere war das Phänomen «Krieg» mit all seinen grausamen Begleiterscheinungen mitten in der sich zunehmend emanzipierenden und auf Machtteilhabe drängenden Bürgergesellschaft angekommen: «[D]ie Völker bleiben nicht kalt und gleichgültig, sobald die Söhne des Landes sich schlagen; das Blut, das bei den Gefechten vergossen wird, es ist ja dasselbe, welches in den Adern der ganzen Nation fließt.» Dieser fast drohende Appell Dunants konnte die Machthaber in der Tat nicht länger kaltlassen. Und so hatte die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht das Machtpotential der Staaten wohl nur vordergründig vergrößert: In letzter Konsequenz nämlich führte die Ausweitung des für die Kriegführung zur Verfügung stehenden «Menschenmaterials» unweigerlich zum Verlust der uneingeschränkten militärischen Prärogative, das heißt der absoluten Verfügungsmacht der Machteliten über die Art und Weise der Kriegführung.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de